Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 38 (1934-1935)
Heft: 10

Artikel: Auf dem Monte Posilipo
Autor: Meyer, Traugott
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-667013

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 27.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

südlich von Tanger hat ihre Storchkolonien. Die mohammedanische Überlieferung stimmt mit dem europäischen Glauben darin überein, daß sie dem Storch einen besonders geheiligten Platz in der Vogelwelt einräumt. Der Storch bringt nicht, wie in Europa, die kleinen Kinder in die maurischen Häuser, aber er wurde von Allah dazu bestimmt, die Ernte zu behüten und das Land vor verderblichem Ungeziefer zu bewahren. Es gibt besondere Gesetze, durch die die Störche vor jeder Schädigung geschützt werden, und wer einen Storch tötet, der ist ein Ungläubiger, wenn auch nur deshalb, weil die seltsamen Bewegungen seines Körpers eine gewisse Ähnlichkeit mit denen eines betenden Mohammedaners aufweisen. Überdies können Störche verkleidete Sultane sein, die im Winter verschwinden, um die Pilgerfahrt nach Mekka zu machen, und darum müssen sie als Mekkapilger oder Heilige verehrt werden.

Nicht alle Störche sind so schön wie diese Arten. Der Schuhschnabel oder walfischköpfige Storch ist eine geradezu abstoßende Erscheinung, grau und hager, etwa eineinhalb Meter groß, und mit einem mächtigen, schuhförmigen Schnabel ausgestattet. Sein Gebiet ist beschränkt, denn er sucht die oberen Nilgegenden nur dann heim, wenn das tiefste Innere von Afrika ausgetrocknet ist. Das Nest ist nichts weiter als eine Vertiefung in Schilf oder Gras, in der zwei bis zwölf kalkige Eier niedergelegt werden; und die Vögel sind immer außerordentlich scheu und zurückgezogen.

Am anderen Ende der Reihe steht der Hammerkopfstorch, der nicht größer ist als ein Rabe. Sein Nest ist riesig — es mißt etwa 1,80 Meter im Durchmesser, hat ein flaches Dach und eine kleine Öffnung zum Hineinschlüpfen. Auch dieser Storch stammt aus Afrika, aber er ist ein viel freundlicherer Vogel als der Schuhschnabel. Bei Tag ist er sehr träge, aber in der Dämmerung, bei der Futtersuche, wird er äußerst lebhaft, und um diese Zeit zeigt er sogar eine ganze Reihe wilder, phantastischer Tänze.

Eine dem Storch verwandte Spezies findet sich im Osten, und im Winter ziehen sich die asiatischen Störche, sowohl die schwarzen wie die weißen, nach Indien zurück. Der „Adjutant", der in Indien vorkommt, ist ein tüchtiger Straßenreiniger und darum in zahllosen indischen Städten und Dörfern sehr willkommen. Er wird durch das Gesetz geschützt, verhält sich aber trotzdem ziemlich zurückhaltend, möglicherweise weil vor Jahren der Aberglaube herrschte, daß sein Schädel ein wertvolles Gegengift enthalte, was den Tod vieler Mitglieder dieser Storchenfamilie zur Folge hatte.

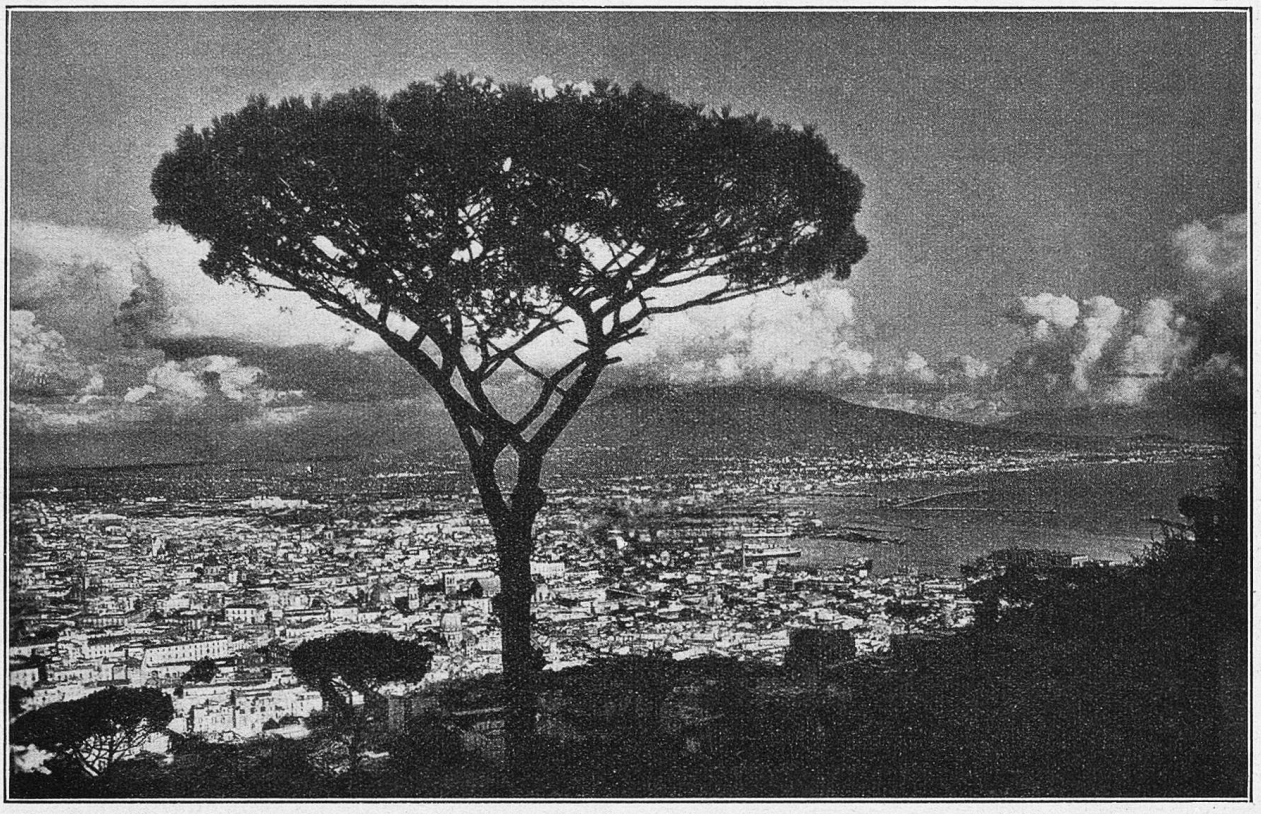
Einer der Störche des amerikanischen Kontinents gleicht ein wenig dem asiatischen weißen Storch, nur daß sein Schnabel grünlich-weiß ist. Diese Art ist größer als der europäische Storch, und er sowohl wie der asiatische Storch hat einen kahlen, roten Fleck um die Augen. In Südamerika kommt der Jaribu vor, ein großer Vogel mit einem mächtigen Schnabel, schneeweißem Gefieder und kahlem schwarzen Kopf und Hals.

So gibt es keinen Kontinent ohne Störche, aber kein Storch ist so beliebt wie der afrikanisch-europäische Storch.

Auf dem Monte Posilipo.

Von Traugott Meyer.

Seit Tagen weilen wir in der Stadt, die vielen zum Sterben, meinen Kameraden und mir aber zum Leben schön ist: in Neapel. Die ersten Eindrücke haben wir bereits haufenweise aufgenommen und gesammelt, am Golf, im Nationalmuseum, auf der Straßenbahn, in den vielen engen und krummen Gassen und Gäßchen, auf den belebten Plätzen, in Kirchen und Gasthäusern. Es ist nun an der Zeit, sie etwas zu ordnen und nach und nach zu einem Ganzen zusammenzufügen. Daß das nicht leicht geht, wußte schon Goethe. Oder wie schreibt er doch? „Wenn ich Worte schreiben will, stehen mir immer wieder Bilder vor Augen: des fruchtbaren Landes, des freien Meeres, der duftigen Inseln, des rauchenden Berges; und mir fehlen die Organe, das alles darzustellen." Man ist eben so voll von der Fülle der Eindrücke, daß man keinen Ausweg mehr findet, keinen Überblick gewinnt. Schon nach kurzer Zeit gleicht man den Straßen Neapels, ja wird selber zu einer solchen Straße: Das kommt, das geht, immerzu, immerzu, Menschen zu Fuß, auf dem Rad, im Auto, im altertümlichen Kütschchen, auf dem Karren. Alle Alter sind vertreten, alle Stände, viele Nationen. Immer etwas Neues, Niegesehenes. Und eines überbietet das andere an Eigenart, Eigentümlich-



Panorama von Neapel, von San Martino aus.

keit, Auffälligkeit. Bewegt, bunt, ungeheuer abwechslungsreich ist dieses Leben, Filmbild an Filmbild gereiht.

Um nun dieser überwältigenden Fülle bis zu einem gewissen Grade Meister zu werden, sie gleichsam zu überblicken, steigen wir auf den Monte Posilipo. Wir sagen uns: „Dann liegen Golf und Stadt und alles, was sie an Erlebnissen bergen, unter uns. Wir bekommen den gewünschten Abstand, von dem aus die Eindrücke etwas geordnet und nach ihrem wirklichen Wert eingeschätzt und eingereiht werden können. Die Wirrnis wird sich nach und nach auflösen wie Morgennebel in der Sommerfrühe. Sie wird sich gleichsam von selbst zu einem recht ansehbaren Bild umformen, das später in seinen einzelnen Teilen Strich um Strich mit lebendigern Farben übermalt werden kann. Und zudem: Heißt „Posilipo" nicht „Sorgenbrecher"? Vertrauen wir seinem Namen! Hat er doch schon schwerere Sorgen gebrochen, als Reisesorgen sind, auch wenn sich diese recht sorgenvoll geben wollen."

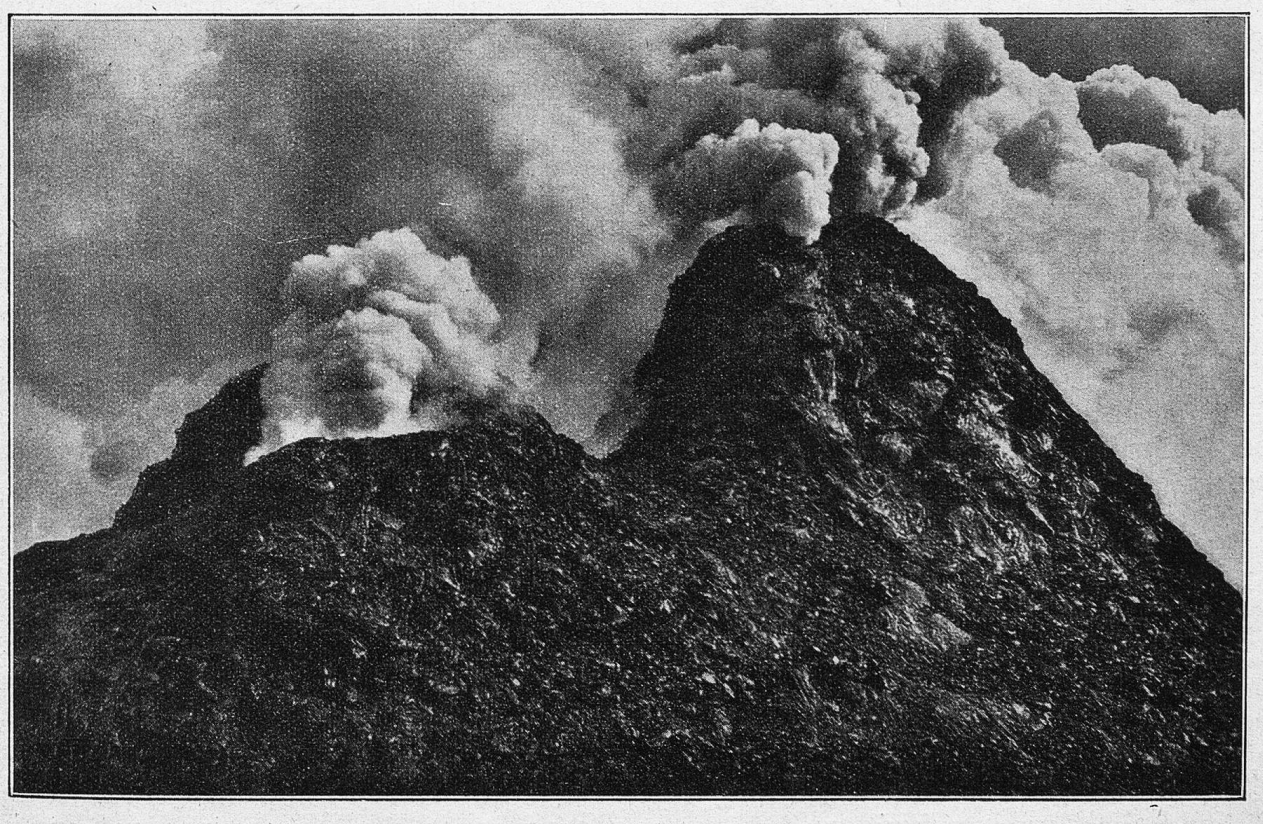
Und wir sind auf dem Posilipo! Unter uns liegt der schönste aller schönen Golfe und ist voll weißer und bunter Segel. Hell leuchtet die märchenhafte Stadt mit ihren eigenartigen, ja einzigartigen Gassen herauf. Dort ragt trotzig das Castell dell'Ovvo, die alte Strandburg der Normannen, empor. Schmachtete nicht einst der unglückselige Hohenstaufenjüngling Konradin in ihren Mauern? Und liegt dort nicht die böse Piazza del Mercato, auf der durch Henkershand Konradins Haupt fiel? Eine kleine Wendung... und zu unsern Füßen träumt immer noch die Santa Lucia. Am Horizont verschwimmen endloslange Pinienstreifen wie leicht hingeworfene Kohlenstiftzüge. In sie stechen kantige Felssockel. Blaue Meerflächen verbinden eckige Härte mit anmutiger, hauchzarter Weichheit. Steile Hänge tragen Hausgemäuer. Wäsche flattert im Wind, Netze hangen plump von Stange zu Stange. Am weißbrandenden Strand spielen nackt braune Knaben.

Wir wandern über den Höhenzug. An allen Wegen leuchten roter Mohn und gelbe Margueriten. Üppige Landstreifen schließen sich an. Wo man hinsieht, überall Orangen, Zitronen, Feigen, da und dort wie eingeklemmt Pfirsich- und Mandelbäume, wie hingestreut Oliven-, Lorbeer- und Myrtenbüsche. Und wie das hier

ja ist: das Heute stetsfort mit dem Gestern verbunden ... Schritt auf Schritt begegnet man zersprungenen Säulen, zerbrochenen Steinen, jahrhundertaltem Mauerwerk, den Zeugen einer vergangenen Welt. Einer vergangenen Welt? So sagt man, aber mit Unrecht. Denn diese Welt ist noch da und dort, ist noch ganz besonders lebensfähig hier in Neapel. Oder handeln in der vielbogigen Galleria die Kaufleute nicht noch auf das Tüpfchen gleich wie ihre Berufsvorfahren im alten Rom? Furchen sich nicht heute noch die nämlichen Dreigespanne den Weg durch das Menschengewühl wie damals, als man Latein sprach? Und hatten denn nicht die Römer schon dieselben Esel- und Ochsenkarren mit dem schrecklich hohen Räderpaar? Die Menschen aber werden anders sein, sagst du. Auch nicht so sehr anders hier. Schon die Zeitungsjungen und Stiefelputzer erinnern dich an vergangene Zeiten. Wohl hat der Faschismus einen gewissen Schliff gebracht, wohl ist die neue Zeit auch in Neapel nicht spurlos vorbeigegangen, aber im wesentlichen ist der Neapolitaner immer noch derselbe wie vor Jahrtausenden: fromm und brutal, romantisch und witzig zugleich ... Schwärmerei und Ironie ineinander verwachsen.

Wir kommen an Villen vorüber, die wie Schmuckkästchen an den Hängen kleben. Haben hier nicht schon die Römer ihre Erholungslandhäuser gebaut? Und liegt hier nicht Virgil begraben? Welche Aussicht ringsum! Prachtpaläste glänzen in der Sonne. Kleine Felsendörfer klammern sich an steile Halden. Sie sehen wie Steinbaukastennester aus. Und über allem der tiefblaue Himmel, an allem pralle Sonne und in der Ferne rötlicher Duft, dünn wie Spinnengewebe. Vor uns aber der Vesuv, der seine Rauchwolke schwingt wie eine flatternde Fahne.

Er ist nicht nur irgend ein Berg, der ab und zu den losen Streich spielt, Feuer zu speien. Er ist viel mehr, der Vesuv. Man sagt sogar, das Herz der Erde poche in ihm. Das mag für viele zu großmäulig klingen, sicher ist aber, daß er nicht weniger bedeutet als ein Schlüssel, der verschlossene Türen öffnet, er allein. Nur wer ihn und seine geheimen Kräfte kennt, weiß, warum die Landschaft ringsherum gerade so und nicht anders ist. Nur wer ihn versteht, kann die Menschen verstehen, die da leben und erkennt, weshalb sie so geartet sind, so geartet sein müssen. „Das Schreckliche zum Schönen," sagt schon Goethe, „das Schöne zum Schreck-



Neapel. Vesuvkrater, im Mai 1933.

lichen, beides hebt einander auf und bringt eine gleichgültige Empfindung hervor. Gewiß wäre der Neapolitaner ein anderer Mensch, wenn er sich nicht zwischen Gott und Satan eingeklemmt fühlte."

Es wird Abend. Wir steigen durch Zitronenhaine und Rebhänge hinunter in die Stadt. In uns ist es ruhig geworden. Die vielen, allzu vielen Eindrücke und Erlebnisse haben sich auf dem Posilipo an den ihnen zukommenden Platz gesetzt und schicken sich eben an, ein übersehbares Ganzes zu bilden. Der „Sorgenbrecher" hat immer noch seinen rechten Namen!

Sterne im Wasser.

Weiß im Mondlicht träumt der Hafen,
Ruderschlag in weiter Ferne;
Meine müden Segel schlafen,
Und im Wasser stehn die Sterne
Selig blinkend.

Langsam regen sich die Maste,
Stumm zum Meere ziehn die Wellen;
Was ich liebte, was ich haßte,
Wandert von mir auf dem hellen,
Blanken Wasser.

Erst der Tod löst alle Qualen,
Erst der Tod bricht alle Riegel;
Deines Glückes Sterne strahlen
Spät zur Nacht erst auf dem Spiegel
Deiner Seele.

Carl Bulcke.

Streifzüge im Jura.

Von Josef Wiß-Stäheli.

Ausgangsort.

Herzogenbuchsee darf sich noch nicht zum Juragebiet zählen. Wenn wir aber diesen Ort zum Ausgangspunkt für unsere Jurawanderungen wählten, so deshalb, weil mein Reisegefährte, der hier aufgewachsen, mir nicht nur sein Elternhaus, sondern auch das elterliche Heim der Dichterin Maria Waser zeigen wollte. Er führte mich auch hinauf zur Kirche, die umschattet von mächtigen Lindenkronen, mit ihrem schlanken Turm wie eine gütige Hüterin alle ihre, über ein Dutzend, kirchlich zugetanen Orte wachsam überschaut. Wie eine feste Burg thront sie auf dem Hügel. Leis zerfließende Herbstnebel lagen noch über dem Land. Fern, wie lang gezogene Inselrücken, guckten die ersten Jurazüge blau zum blauen Himmel empor. Uns lockte der Weißenstein. Noch standen wir im Banne des lauschigen Schattenbereiches vor der Kirche und schauten auf die altbehäbigen Gäßchen des hablichen Städtchens hinunter. Wir erahnten die stillwirkende poetische Kraft, die diesem heimeligen Orte entquillt und begriffen, daß das einstige Herzogenbuchseerkind, Maria Waser, mit ihrem letzten Roman „Land unter Sternen" ihrer Jugendheimat liebend gedachte. Uns aber war es heute ein Land unter sonnigem Herbsthimmel, das wir wanderfroh in der Richtung Solothurn durchschritten.

Weißenstein.

Solothurn, ein altväterisches Städtchen, noch von der Patina der Romantik überhaucht. Ich liebe solche Städtchen, und mein Reisegefährte teilte meine Liebe. Aber er schwärmte noch für die Aare, die mit stiller Würde an alten Ufermauern vorüber glitt. Wer Solothurn nennt, muß auch den Weißenstein nennen. Wir nannten ihn nicht nur, wir bezwangen ihn auch. Das klingt prahlerisch. Aber wenn man die Zahl meiner Altersjahre mit der Zahl meiner zwischen Balmberg und dem obersten Gipfel „D'Röti" vergossenen Schweißtropfen multipliziert und meinen Leibesumfang in Zentimetern hinzuzählt, so dürfte meine Ausdrucksweise nicht mehr übertrieben sein. Und nun die Aussicht! Kühe weideten auf dem Gipfel, aber diesmal beneidete ich sie nicht. Denn glücklich der Mensch, der einen so weiten, herrlich gefaßten Horizont mit seinen Augen aufnehmen kann. Die weißen, unzähligen Zinnen und Zacken und Gipfel in ihrer kalten Todesstarrheit wissen nichts von ihrer Eigenwirkung; doch der Mensch vermag mit seinen Sinnen die unbewußt ausgestrahlte Schönheit in sich bewußt werden zu lassen; das ist sein Glück. Lange saßen wir noch auf der Terrasse des Kurhauses Weißenstein, vertieft in den Anblick des fernen Gebirgskranzes. Und wenn wir ab und zu die